

„Hätten wir das Wort, hätten wir Sprache ...“

Die Scheu vor dem Risiko, positiv zu sein:
Wer etwas über die Wirklichkeit auszusagen wagt,
wer Lösungen vorschlägt, wer anderen Vernunft zutraut,
geht ein höheres Risiko ein als derjenige,
der all dies als kindliche Naivität qualifiziert.
Aber ohne dieses Risiko ist Orientierung nicht zu gewinnen.
Gerhard Schulze

Die UNO hat die erste Dekade des neuen Jahrtausends der „Kultur des Friedens“ gewidmet. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass es nicht genügt, ganz allgemein Kriege zu verurteilen. Wir müssen auch die zugrunde liegende „Kultur der Gewalt“, die immer wieder Kriege hervorruft, überwinden. Eine wesentliche Rolle kann dabei die Erziehung spielen. Anliegen dieses Buches ist es, zu untersuchen, was „Kultur des Friedens“ für die Schule und speziell für den Deutschunterricht bedeutet.

„Das Leben ist kein Schlaraffenland, sondern ein Schlachtfeld“

Wir leben in einer Kultur des Krieges und der Gewalt. Die als Globalisierung bezeichnete weltweite Durchsetzung eines rücksichtslosen Profitsystems droht die soziale Kohäsion unserer bisher national organisierten Gesellschaften zu zerstören. Sie zwingt uns neue Lebensgewohnheiten auf. Der „flexible Mensch“¹ in der „Risikogesellschaft“² ist bereits eine globale Erscheinung. Der wirtschaftliche Neoliberalismus setzt einen radikalen Wertewandel durch: Statt Solidarität, Gemeinwohl und Ausgleich für die sozial Schwächeren triumphieren Gewinnstreben und eine zum Prinzip erhobene Ich-Sucht. Egoismus wird zum kulturellen Programm. In diesem Klima blühen Nationalismus und Rassismus, scheinbare Alternativen zum Neoliberalismus, in Wirklichkeit dessen populistische Zwillingbrüder.

Den Zeitgeist bringt die Tageszeitung „Der Standard“ in ihrer Serie „DIE ICH-AKTIE“ auf den Punkt: „Das Leben ist kein Schlaraffenland, sondern ein Schlachtfeld.“³ Wer auf diesem Schlachtfeld erfolgreich ist, wie z. B. der Präsident des Bundesverbands der deutschen Industrie, dem wird anerkennend bescheinigt, „ein Rambo im Nadelstreif“ zu sein (Der Standard, 21./22. 10. 2000, 41).

Die Massenmedien stellen diese Weltordnung, die zunehmend auch militärische Ambitionen entwickelt, als natürlich und unvermeidlich hin.⁴ Und sie unterhalten uns mit einer neuen Generation von Spielen, die fröhlich den Krieg einüben. In TV-Serien wie „Big Brother“ und „Taxi Orange“ wird uns von begabten Laienschauspielern in breiter

Gefühlspalette vorgeführt, wie man Konkurrenzkampf, Mobbing, gegenseitiges Hinauswerfen in einem Reality-„Mensch-ärgere-dich-nicht“ verarbeiten kann, ohne psychischen Schaden zu nehmen. Noch einen Schritt weiter geht „Reality Run“, bei dem eine regelrechte Menschenjagd inszeniert wird.⁵

Die Kultur der Gewalt bedeutet auch für Schule und Erziehung eine Herausforderung. „Wie aber die Kinder vorbereiten auf die neue Herrschaftsform“, fragt der Schriftsteller Antonio Fian ironisch. „was ihnen wünschen für ihr Leben in einer Diktatur der Gier? Dass sie unglücklich werden, also Menschen? Glücklich, also Unmenschen?“ (Fian 2000)

Erziehung als Widerstand gegen die „Diktatur der Gier“

Gegen die Vereinnahmung der Erziehung für die „Diktatur der Gier“ gilt es anzukämpfen. Pädagogik und Didaktik müssen sich (wieder) verstärkt mit gesellschaftspolitischen Fragen auseinandersetzen, wenn sie nicht zu blinden Vollzugsorganen der neoliberalen Wende werden wollen.

„Kultur des Friedens“ ist dafür kein schlechter Ausgangspunkt. Dem Zwang zum permanenten Wandel stellt sie die Basis einer erlebten Solidarität entgegen, der globalen Herrschaft der Wenigen das Bewusstsein von der weltweiten Zusammengehörigkeit aller Menschen, der Instrumentalisierung der Schulen zu Karriere-Trampolins die friedenspolitisch orientierte Schulentwicklung. Auf die Anästhesie des öffentlichen Diskurses antwortet sie mit ästhetisch-politischer Bildung. Friedens-Erziehung bedeutet nicht Erziehung zur Friedlichkeit, sondern die Vermittlung von Wissen über die Ursachen von Unfrieden und über die Mechanismen der Gewalt, die Entwicklung sozialer Kompetenzen sowie die Stärkung der Persönlichkeit, um den Versuchungen der eigenen gewalttätigen Impulse zu widerstehen.

Dem Sprach- und Literaturunterricht kommt dabei eine entscheidende Rolle zu. Um zu begreifen, wie eine Gesellschaft funktioniert, mehr noch, wie wir selbst uns als gesellschaftliche Wesen verhalten, reichen politische und soziologische Fakten nicht aus. Erst wenn man die kulturellen Grundlagen einbezieht – Sprache, Medien, Kunst und Literatur – erhält man ein vollständiges Bild. Doch Kunst und Literatur helfen nicht nur, die Welt zu verstehen, wie sie ist, sondern auch zu sehen, wie sie sein könnte. „Die neue Politik“, sagt Peter Sloterdijk deshalb zu Recht, „beginnt für uns mit der Kunst, Worte zu schaffen, die an Bord der Wirklichkeit den Horizont aufzeigen“ (Sloterdijk 1994, 50).

„Die Kunst Worte zu schaffen“

Literatur hat heute – nicht trotz, sondern wegen der Allgegenwart der Massenmedien – die unverzichtbare Funktion, das Selbstverständliche in Frage zu stellen. Ingeborg Bachmann hat den „Konflikt mit der Sprache“ als eigentliches Charakteristikum des

Schriftstellers genannt. Die Suche nach neuen Ausdrucksformen ist, wie Bachmann betont, nicht *l'art pour l'art* – es ist das permanente Bemühen, eine Sprache zu finden für einen neuen Blick auf die Welt. Den Antrieb dafür nennt sie „einen moralischen vor aller Moral“. Heftig kritisiert Bachmann die Meinung, dass „der weltbestimmende und weltanschauliche Gehalt“ der Dichtung uns „nichts anzugehen brauche, als wäre er abziehbar, ein eher schädliches Beiwerk als Draufgabe (Bachmann 1978, 194). Sie tritt ein für eine Literatur, die mit dem Unfrieden der Welt keinen Frieden geschlossen hat.

Und dann der erstaunliche Satz: „Hätten wir das Wort, hätten wir Sprache, wir bräuchten die Waffen nicht“. Das ist nicht das billige Klischee von „Kultur statt Krieg“. Ingeborg Bachmann verweigert die Idylle einer Welt des Geistes als Gegensatz zur Welt des Geldes, der Macht, der Waffen. Sie weiß nur zu genau, welche Gewalt von Worten ausgehen kann. Doch sie sieht in der Arbeit an der Sprache, in der unendlichen Suche nach der „von uns erahnten Sprache, die wir nicht ganz in unseren Besitz bringen können“ (Bachmann 1978, 271), die eigentliche Aufgabe der Literatur. Nur wenn man diesen emphatischen Begriff von Sprache zugrunde legt, als der Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit, gilt ihr Satz von den Worten statt Waffen.

Brot und Schlagsahne, Schläfer und Träumer

Vorsichtig ist Ingeborg Bachmann, was die Frage der Wirkung von Literatur anlangt. Wenn Simone Weil davon spricht, dass die Menschen die Poesie „wie einen Bissen Brot“ brauchen, kontert sie: „Aber die Leute brauchen heute Kino und Illustrierte wie Schlagsahne. (...) Poesie wie Brot? Dieses Brot müßte zwischen den Zähnen knirschen und den Hunger wiedererwecken, ehe es ihn stillt. Und diese Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können. Wir schlafen ja, sind Schläfer, aus Furcht, uns und unsere Welt wahrnehmen zu müssen“ (Bachmann 1978, 197/98). Das ist bereits ein friedenspädagogisches Programm im Medium der Literatur.

Isabel Allende drückt Ähnliches aus, vielleicht etwas optimistischer, wenn sie Schreiben als einen „Akt der Hoffnung“ bezeichnet. „Wir wagen es zu denken, dass die Menschheit sich nicht selbst vernichten wird, dass wir die Fähigkeit haben, eine Lösung zu finden, nicht nur für unser Überleben, sondern auch um glücklich zu werden. Dafür schreibe ich – als Akt menschlicher Solidarität und Sorge um die Zukunft. (...) Wir müssen wirkliche Revolutionen des Geistes, der Werte, des Lebens machen. Und dazu müssen wir zunächst davon träumen ...“ (Allende 1993, 171). Die Metaphern der Bachmann und der Allende finden zu einander: Sie setzen die Wachheit des Traumes gegen die Bewusstlosigkeit des Schlafes.

Vom Vertrauen in diese Möglichkeiten der Literatur ist auch die vorliegende Publikation getragen. Ich befasse mich mit den verschiedenen Aspekten der Erziehung für eine

„Kultur des Friedens“. Zunächst untersuche ich den Begriff „Kultur des Friedens“ und gehe speziell auf die Rolle der Kunst und die Folgen der Globalisierung für die Friedenserziehung ein. Im weiteren bemühe ich mich, die Konzepte der Friedenspädagogik für den schulischen Alltag und für die Schulentwicklung zu konkretisieren.

Das Schwergewicht liegt jedoch auf dem Beitrag des Deutschunterrichts für eine „Kultur des Friedens“: Wie kann Sprachunterricht zur Verständigung beitragen? Wie ist der Reichtum der Mehrsprachigkeit zu nutzen? Dem Thema „Literatur und Frieden“ ist der meiste Raum gewidmet. Ich stelle Comics, Bilderbücher und Jugendliteratur zu den Themen Gewalt, Rassismus, Krieg und Frieden vor und mache Vorschläge für ihren Einsatz im Unterricht. Mein Ziel ist es, den Lehrkräften nicht nur Argumente, sondern auch konkrete Informationen und Anregungen für ihre schwierige Arbeit in die Hand zu geben.

Denn „Kultur des Friedens“ ist keine Zauberformel, sondern ein langfristiges Ziel. Wie langwierig der Weg ist, unterstreicht Ingeborg Bachmann durch den dreifachen Konjunktiv: „Hätten wir das Wort, hätten wir Sprache, wir bräuchten die Waffen nicht“.

Villach, im Jänner 2001

Anmerkungen:

- 1) Richard Sennett. Der flexible Mensch. Berlin-Verlag 1998. Vgl. dazu auch Werner Wintersteiner. Der flexible Mensch. Kulturelle Bildung im Zeitalter der Globalisierung. In: Eva Maria Rastner (Hg.), auf!brüche. Aktuelle Trends der Deutschdidaktik, Innsbruck: StudienVerlag 2000, 19-32.
- 2) Ulrich Beck. Risikogesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp 1986.
- 3) Um auf diesem Schlachtfeld zu bestehen, müsse man seinen Ich-Index bestimmen, dann systematisch seinen eigenen Marktwert erhöhen und die Ich-Aktie möglichst gut verkaufen. Bildung und Erziehung werden in diesem Denkmodell auf die „Wissensbasis“ reduziert, zu welcher die emotionale Intelligenz addiert wird. Das Ganze, mit der Innovationskraft multipliziert, ergibt den „ICH-Aktien-Index“, den Wert der ICH-Aktie (Der Standard, 30. 8. 2000, 24).
- 4) Was der Schriftsteller Eduardo Galeano in Bezug auf Lateinamerika schreibt, scheint nun auch in Europa Realität zu werden: „Nahezu alle Massenmedien fördern eine kolonialistische Kultur, welche die ungerechte Weltordnung als das Resultat des legitimen Sieges der Besten – das heißt der Stärksten – rechtfertigen. Sie verbreiten Lügen über die Vergangenheit und über die Realität. Sie propagieren einen Lebensstil, der eine Konsumierhaltung als Alternative zum Kommunismus hinstellt, welche Verbrechen als Errungenschaft feiert und den Mangel an Skrupeln als Tugend und Egoismus als eine natürliche Voraussetzung“ (zitiert nach Allende 1993, 173).
- 5) Der unbekannt „Runner“ muss rund drei Wochen täglich eine Aufgabe lösen und sich in der Öffentlichkeit zeigen. Dabei wird er per Internet oder vor Ort gejagt. Übersteht er die Zeit unentdeckt, kassiert er die 10.000 Dollar-Prämie. Wird er früher geschnappt, bekommt die Summe der Jäger. Nach dem überraschend schnellen Ende der ersten als TV-Vergnügen veranstalteten Kopfgeldjagd (im Sommer 2000) tröstet uns die Nachricht: „Die Kopfgeldjagd wird in zahlreichen Städten auf der ganzen Welt fortgesetzt.“ (Kleine Zeitung, 23. 8. 2000, 18).